

Der Schützenkönig

Eine Oberlausitzer Geschichte von Richard Blasius-Schandau

„Berumbumbum, dö Schögn komm,
dr Boater trägt de Scheibe.“



o fangen die Kinder auf der Dorfstraße von Tanngrün. Groß war das Dörflein nicht, aber eine Schützengilde hatte es. Zwar hielt es oft schwer, die Mannschaft dazu aufzubringen, weil jeder „etwas sein“ wollte, aber na, so ein paar Vierergruppen zählte der Zug doch, der heute am Kirmisfeiertag seinen Umzug hielt.

Oh, wie das schmetterte, paukte, trommelte. Das ganze Dorf war auf den Beinen. „Dö Schögn komm, dö Schögn komm,“ brüllte Groß und Klein und rannte auf die Straße, den Glanz und die Herrlichkeit zu sehen, die wehenden Tschakos, die schmucken grünen Toppfen mit blinkenden Messingknöpfen, die so schön „gulb'g“ ausfahen, und, o Gipfel aller irdischen Seligkeit, das Gewehr. Was, Gipfel? Die Frinker-Rahele wird es dir gleich erzählen, was der Gipfel ist. Nicht das Gewehr, sondern der Säbel. Ihr Mann trägt einen riesigen Schlepper an der Seite, denn, o Wonne, der Frinker-August ist Hauptmann über die vierundzwanzig Mann. Doch da schnattert schon die Bergmann-Guste dazwischen. Und wie! Donnerwetter, hat die einen Jungenschlag!

Von wegen Gipfel der Seligkeit und Schlepplädel? Nu nee, nicht zu machen. Was der Bergmann-Bauer ist, der heißt Herr Major von dem Schützenvölkchen und — — — reitet auf einem Pferde.

Unbestritten, die Guste hat recht. Das ist der Gipfel.

Freilich, andere können sich auch sehen lassen. Nu, nich etwa.

Schon die Musik, die sich sogar auch noch hören läßt, und wie! Das Hauptinstrument ist die große Trommel. Die hängt dem großen, langen Trenklerschuster vor dem Leibe. Und weil der Schuster das Tempo etwas schnell zu nehmen gewöhnt ist, nämlich vom Befohlen her, haute er drauf los, was das Zeug hält. Das Zeug aber hält manchmal überhaupt nicht, denn ein Fell hat er schon durchgepaukt, im Vorjahre, als der Königschuh fiel.

Damals haben sie ihn als Paukenschläger absetzen wollen, aber er hat flehentlich gebeten, ihm doch das nicht anzutun, er müsse ja sonst den Strick nehmen, denn sehen lassen könne er sich vor niemanden mehr. Als er nun die Neubespannung auf sich genommen hatte, ist er in Gnaden wieder aufgenommen worden.

Hinterher hat ihn der Herr Major gefragt: „Nu soi ock amo, Trenkler-Emil, wör dr denn doas wöcklich su nohnd gang, doß dch ufghang häst?“

„War hottn vo ufghang grebt?“ meent Trenkler ond grönst.

„Nu, du host doch gsoit, mißter n Strick nahm.“

„Nu freich, doas hättch oh gmacht.“

„Woas wollstn do mitn Strick machn, wenn dch nö ufhäng wollst?“

„Mit dann Strick hättch diär s Lader vergarbt, denn du hostn eigahn, doß ch nömie paukn soll.“

Daraufhin hat die Trenkler-Mine vierzehn Tage lang keine Milch mehr beim Bergmann-Bauer gekriegt, dann war alles wieder in Butter.

Das also war der Trenklerschuster.

Den Kindern war er der Wichtigste, und er war es auch oft für die andern Musikanten, denn auswendig konnten sie schlecht spielen, und wenn sie da einer nach dem andern einmal aufhörten und nicht mehr weiter wußten, dann rettete stets der Trenkler-Emil die Situation, indem er solange auf seiner Pauke rumorte, bis die Musikanten sich geeinigt hatten und etwas anderes begannen. Dieses Andere war stets:

„Ich hat einen Kameraden.“

Das konnten sie, sogar aus dem Eff, Eff. Hei, wie der Zink-Schmied das Gloria, Viktoria hinausschmetterte und der Krämer Hause auf seiner Querpfeife das Singen der „Vöglein im Walde“ mit virtuosenhaften Trillern zu Ohren brachte. Ja, die Musik hatte doch was los in Tanngrün.

Eine Person, die sich sehen lassen konnte, und auch insolge ihres Leibesumfangs garnicht zu übersehen war, das war der Schenk-

wirt, der Gottfried Liebscher, der Schützenleutnant. War das ein Leutnant! Einen Schmerbauch hatte er, daß er nicht sehen konnte, ob seine Stiefel blank gewischt waren. Hm, er hatte eigentlich nicht Offizier werden sollen, aber man brauchte ihn doch, denn Durst ist ein Teil der menschlichen Erbsünde, und der Schenkwirt gab zuweilen ein Faß Freibier.

Gottfried Liebscher trug schwer an seiner Leutnantwürde. Daran war, wie schon gesagt, die Leibesfülle schuld, und dann war er etwas kurzbeinig und hatte alle Mühe, an der Seite seiner Leute zu bleiben, im Gleichschritt ging das selten. Als ein Gescheiter einmal in der Gaststube erzählte, der den Gleichschritt eingeführt habe, sei der alte Dessauer gewesen, brummte Gottfried wütend, den könne er vor Arger veraisten.

Alles hat ein Ende, leider auch der Tanngrüner Schützenumzug. Auf dem Plage vor der Kirche kommandierte der Herr Major stolz: Weggetreten! Aber es traten nur noch acht Mann weg, nachdem sie eine Kehrtwendung gemacht hatten, die mehr einer Verbeugung nach dem p. t. Publikum ähnlich sah. Daß dabei vier nach rechts, die andern nach links schwenkten, war ja Nebensache. Die meisten waren bereits weggelaufen, als das Kommando „Kompagnie halt!“ ertönt war. Na was denn, Hunger entschuldigt viel, und es war kurz vor Mittag.

Auch Gottfried, der Wirt, tippelte der Schenke zu, wurde aber unterwegs vom Pfarrer aufgehalten, der ein Freund von gelegentlicher Unterhaltung war.

Das machte sich einer der Schützen zunutze, ein junger, schmucker Bursche, der Sohn vom Riegerbauer aus dem Niederdorfe, der Franz. Pfeifend eilte er die Dorfstraße dahin, gab das Gewehr beim Hause-Krämer hinein, um es nachmittags zum Schießen nicht erst wieder mit in das Oberdorf schleppen zu müssen. Dann bog er nach der Schenke hinüber. Das war eigentlich verwunderlich, denn der Kretschamwirt und der Riegerbauer spannen keinen guten Faden zusammen, hatten in früheren Jahren einmal mit einander prozessiert, und der Wirt hatte verspielt. Das zieht Blasen, sowas, die selbst ein Jahrzehnt oft noch nicht heilen kann.

Es war aber auch wieder nicht verwunderlich, daß der Rieger-Franz nach dem Kretscham hinüberging, denn das Wirtsmädel, die Käthe, hatte es vielen angetan, und wer weiß, was sich da noch entspann, denn dem Franz schauten auch viele Augen nach und die der Käthe nicht zulezt. Er strich sich seinen kleinen Schnurrbart zurecht und verschwand in der Schenke.

Käthe war eben damit beschäftigt, die Tische in der Gaststube zu decken, denn heute war Großbetrieb zu erwarten. Franz lugte vergnügt durch eine Spalte hinein. Ein Prachtmädel, die Käthe. Wie sie so da herumhantierte, voller Leben und Frische, und wie sie aussah, zum Anbeißten. Das blonde Haar, die roten Wangen, die voll Gesundheit strahlten, die bloßen Arme mit den weißen Puffärmeln. Und da fing sie auch noch an zu singen. Was konnte es heute anders sein, als ein Schützenlied.

„Mit dem Pfeil, dem Bogen
durch Gebirg und Tal,
kommt der Schütz gezogen
früh am Morgenstrahl.“

Sie sang mit heller, glockenreiner Stimme, allerdings mit etwas gezielter Ansprache, wie es einfache Kinder des Volkes immer tun, wenn sie ihre Sache besonders gut machen wollen. Aber das Letztere merkte Franz nicht. Er stimmte plötzlich ganz laut in das Lalalala mit ein, daß Käthe erschrocken zusammenfuhr.

„Pst pst, bröll ock nö su, Franz!“

„E woasn, der Boater stiecht ben Pfoarn. Do kömmt a nö glei lus. Wer weech, woas darn zo derzähl'n hot.“

Donnerwetter, so weit sind die schon mit einander? Fliegen sich da einfach in die Arme, und zweimal knallte es, als schlug jemand mit der Fliegenklatsche auf den Tisch. Aber das Mordwerkzeug hing ruhig an der Wand. Die Fliegen erfreuten sich ihres Daseins in der heißen Gaststube.

„Der schiefe Max ös oh schonn dogwast“, sagte Käthe verdrießlich. Der schiefe Max, ja das war das Sorgenkapitel der Beiden. Mußte es da dem Schicksal gerade einfallen, neben dem Kretscham dem Löfflerbauer einen Jungen zu schenken, der ungefähr gleichen